

Allgemeine Medien-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; em Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrg.

Preis jährlich:
ohne Stahlsche 6 Thlr.
mit Stahlsche 8 Thlr.

Die südamerikanische Reise.

des
Doctor H. C. Wessen.

Von
Ernst Freiherrn von Vibra *).

Er saß allein in seinem Studierzimmer und hatte so eben die ersten Verse aus dem weltbekannten Monologe Fausts recitirt:

„Habe nun, ach! Philosophie etc.“

Indeß schloß er bereits mit:

„Heiße Magister, heiße Doctor gar.“

War ihm das Folgende nicht gegenwärtig und kannte er blos den Anfang (es geht, neben her gesagt, vielen Menschen mit vielen Gedichten so) oder übermannten ihn seine Gefühle?

Wir wissen das nicht, aber er seufzte tief auf.

„Ja, ich heiße und bin Doctor, Doctor der Philosophie,“ sagte er schwermüthig, „und was ist es just — ich dachte Wunder was —.“

Wir wissen wieder nicht genau, was eigentlich

*) Bekanntlich Verfasser der beiden vielgelesenen Sammlungen ähnlicher launiger „Reisenovellen“, die unter dem Titel: „Erinnerungen aus Südamerika“, 3 Bde. 1861 und „Aus Chile und Brasilien“, 3 Bde. 1862 in Leipzig bei Costenoble erschienen sind. — D. Red.

feinersten Gedanken waren bei diesen abgerissenen, denn es giebt gewisse Gedanken, welche man sich selbst gegenüber in einem Monologe nicht ausspricht.

Ihr indessen nach kurzer Zeit fort.

bin doch eigentlich kein Esel,“ sagte er, „und diesen wohl alle, mit Recht oder Unrecht, sich selbster aus, „ich bin wirklich kein Esel und doch nichts gehen.

habe gesucht verschiedenen „dringenden Bedürfnis abzuheben und habe handliche kleine populärer geschrieben, faßlich, für die Gebildeten Lände, mit einem Worte: zeitgemäß, und famirt. Was war der Erfolg?

faßlich sein will,“ sagte ein naseweiser Anonymus Kritiker, „muß selbst vorher aufgefaßt habe hat der Verfasser nicht. Er hat nicht einmengengetragen. — Er hat abgeschrieben, einminal dort, allenthalten ohne Verständnis halb ohne Verstand. Dies gilt für die beiten, welche uns vorliegen und wir müssen fasser den wohlmeinenden Rath geben, ehe will, erst zu lernen und sich gründlich in zu umzusehen, welche er populär zu behanden ist.“

h umsehen! Der Mann hat gut reden

in Naturwissenschaften!“ „Jeder Tag schere Resultate,“ sagen die Naturforscher,

„jede Stunde öffnet sich uns eine bisher verschlossene Thür im großen Gebäude der Wissenschaft.“

„Da steckt eben der Haken. Man wanderte wiederum auch durch dieses Gebäude, aber man steckte die Nase nicht in alle Thüren. Da gings noch!

Die alten Römer, die doch auch nicht auf den Kopf gefallen waren, kannten nicht mehr als einen Käufeltäfer, *curculio* und damit Basta. Jetzt hat man fünf Tausend Species, mit vielleicht zehntausend Namen, denn jede Creatur führt jetzt deren wenigstens zwei und wechselt damit noch dazu regelmäßig alle Paar Jahre.

„Die andern Thiere machen es eben so. Die Naturforscher helfen dazu getreulich und importiren noch außerdem Nova aus aller Herren Länder jährlich, nein, fast täglich.

„Mit den Kräutern ist's eben so und diese, o wie die lebendigen Geschöpfe, sind in Familien einetheilt worden, deren Glieder häufig nicht die mindeste Ähnlichkeit zusammen haben.

„Da sehe sich Einer gründlich um!

„Dann haben wir Mineralogie und Geognosie.

„Herrliche Dinge, welche aber, abgesehen von allerlei andern Hätchen und Haken, vor allem heute zu Tage wieder chemische Kenntnisse erfordern.

„Chemie! Großer Gott, was ist aus der reizenden Wissenschaft geworden, welche zusammen mit Physik und Astronomie früher in einem Semeter gelesen wurde! Sie beglückt die Landwirthe, sie bereichert die Metallurgen, sie ist dem Arzte eine getreue Führerin, sie macht den Fabrikanten zum Millionair (Alles unter Umständen natürlich), so wie sie aus Steinen: Brod, aus Wasser: Wein, aus Butterfäure und Fuselöl, zwei ganz abscheulichen Substanzen, den wohlschmeckenden Arac und die süßesten Frucht säfte, und aus wohlschmeckendem Biere ein bitteres abscheuliches Gefosse gemacht hat.

„Aber man hat Gegenstände, oder Körper, wie sie es nennen, in dieser lieben Chemie, welche sechsunddreißig Buchstaben zählen und welche, wenn sie durch chemische Kunststücke regelrecht gespalten werden, häufig fünfundzwanzig weitere Körper ergeben, von welchen jeder vielleicht zweiundsiebzig Buchstaben erfordert, um klar, scharf und mit möglichster Kürze bezeichnet zu werden.

„Dabei gleichen die Abhandlungen dieser Wissenschaft meist Ameisenhaufen, in welchen Tausende von Formeln wimmeln und krabbeln, wenn gleich die Le-

bensdauer derselben eher die der Eintagesfliege als jene der arbeitsamen Ameise ist.

„Es geht hieraus hervor, daß es unmöglich ist sich in der Chemie gründlich umzusehen, ganz abgesehen davon, daß es eine unreinliche Wissenschaft ist, bei deren Betriebe man durch Schwefelsäure sich neue Beinkleider ruiniert, durch Höllenstein schwarze Finger bekommt und Wochen lang nach Chlor und andern widerwärtigen Dingen riecht.

„Ich habe es mit der Geschichte probirt. Aber ich schweige von der Geschichte selbst auf die Gefahr hin, daß sie mit mir auf gleiche Weise verfährt.

„Seit der böse Feind das „Quellenstudium“ erfunden hat, sind die historischen Studien zu einer Urkundenhöhle geworden.“

Er schloß glücklicher Weise mit diesen Worten und wir sehen daher jetzt die Möglichkeit den selbstgesprächigen jungen Mann unsern Lesern vorstellen zu können als:

Den Dr. phil. Heintz Karl Wessen, und um denselben nicht abermals in ungebührlich lange Klagen und Betrachtungen verfallen zu lassen, theilen wir ferner mit, daß Wessen sich bisher in verschiedenen Doctrinen bewegt, d. h. verschiedenartige kleine Schriften verfaßt, aber stets entschiedenes Unglück gehabt hat und daß derselbe in neuester Zeit den Doctorgrad errungen, auf welche Errungenschaft hin aber keineswegs eine wohlthätige Pause eingetreten war in den bedenklichen Zuständen der Kritik.

Wessen besaß Kenntnisse, dies ließ sich nicht läugnen, indessen arbeitete er einigermaßen zu leicht, auf der andern Seite aber hatte er ohne Zweifel auch Unglück und da er, wie alle angehenden Schriftsteller, schlimme Beurtheilungen sich sehr zu Herzen nahm, so befand er sich in dem Augenblicke, in welchem wir seine Bekanntschaft machten, in einem gewissen Zustande von gelinder Verzweiflung.

Um jeden Preis hin wollte er ein Buch schreiben.

Dann sollte man ihm hinsichtlich dieses Buches nicht wieder vorwerfen können, daß er sich nicht „gründlich umgesehen.“

Aber Was? Welches Buch?

Er sann oder brütete vielmehr eine Zeit hindurch schweigend vor sich hin, und eine dunkle Idee begann sich in ihm zu entwickeln und allmählig klarer zu werden.

„Ich muß Etwas schreiben, was sie selbst nicht kennen, diese meine süßen Collegen,“ dachte er, „dann

werden sie es unterlassen vom „genauen Umschauen“ zu sprechen.“

Wir wissen nicht, ob diese Voraussetzung unsers Freundes richtig war, indessen verfolgte er diesen Gedanken und plötzlich sprang er auf.

„Fertig! Ich hab's und sie sollen es wohl bleiben lassen mich schlecht zu machen!“

Er hatte beschlossen eine Reise zu machen, eine große, vielleicht ein Jahr oder selbst länger dauernde Reise.

Er wollte die Menschen studiren, die Sitten und Gebräuche jener fernen Länder, ihre Geschichte. Er wollte Pflanzen, Thiere und Mineralien sammeln und mitbringen und sich vor Allem auf landschaftliche Schilderungen werfen.

„Was die Naturalien betrifft,“ sagte er, „so bestimmen die Naturforscher, wenn ich nach Hause zurückgekehrt, dieselben mit dem größten Vergnügen, und wenn ich ihnen dieselben überlasse, so nennen sie die Nova nach meinem Namen. Es werden dann in jenen unbekanntem Ländern Bierfüßer umherlaufen, welche, ohne es zu wissen, „Wessenit“ getauft sind. Glänzende Vögel werden in den Lüften schweben und ihre Schwingen werden nicht erlahmen, weil sie ebenfalls diesen Namen zu tragen haben, und wenn Käfer, Würmer und anderes Ungeziefer mit demselben beehrt wird, so trägt es trotz der Niedrigkeit der also Genannten doch immerhin nur zu meinem Ruhme bei.“

„Ein Mineral, ein neues, bisher noch nie dagewesenes, in welchem der Sauerstoff der Säuren so und so viel und jener der Basen wieder so und so viel beträgt und welches (bei Gott ist Alles möglich) vielleicht eine ganz neue Krystallform besitzt, wird sich artig ausnehmen mit dem Namen „Wessenit.“

Wessen war ein wenig Sanguiniker, wie man sieht. Doch fiel ihm jetzt die Geschichte ein.

„Gut“ sagte er, „man wird in ein Land gehen, welches keine Urkunden besitzt. Quellenstudium! Das könnte mir fehlen. Aber ich werde Sagen sammeln, mythische Ueberlieferungen, welche jene Völker von ihren Vätern ererbt haben, und gewissermaßen sind ja das auch Quellen, nur lebendige, frische, dem Menschengesichte entsprudelnde Quellen, und nicht auf Eselshaut geschriebene Documente mit Buchstaben, die leider oft kein vernünftiger Mensch zu lesen im Stande ist.“

Es litt ihn nicht mehr in der Stube. Er nahm seinen Hut und ging ins Freie, um später den Gasthof zu besuchen, in welchem er meistens seine Abende zu verbringen pflegte.

Draußen in der frischen Luft kamen ihm erst recht verständige Gedanken, wie das häufig der Fall zu sein pflegt.

In ein ganz wildes Land zu gehen wollte ihm doch nicht vollkommen zweckmäßig erscheinen. Er bedachte, welche sonderbaren Gebräuche häufig bei unsern braunen und schwarzen Mitbrüdern zu herrschen pflegen, welche sich noch eines ungetrübten Naturzustandes erfreuen, höchst originell bisweilen, interessant, bezüglich seines Vorsatzes nicht auf Pergament geschriebene Quellen zu sammeln, aber unangenehm für den Reisenden, in sehr hohem Grade sogar, nicht selten.

Sollte er mit einem andern Pfadfinder, oder einem Lederstrumpfe, undurchdringliche Wälder durchziehen, und vielleicht ein Opfer der Leidenschaft werden, welche die braunen Bewohner derselben für Kopfhäute hegen?

Oder, wenn es ihm gelänge einen alten, berühmten Häuptling im Kampfe zu tödten, sollte er, um dem betreffenden Stamme der Indianer den zugesügten Schaden zu ersetzen, die alte unberühmte Gattin des Gefallenen ehelichen, sich tätowiren lassen, und mit einer Papageisfeder in der Nase die jungen Leute auf die Siegespfade führen?

Noch unangenehmer war ihm der Gedanke, zur Tafel eines afrikanischen Königs gezogen zu werden, passiv nämlich und gebraten, nach vorhergegangener sanfter Behandlung und Mästung mit in Milch gequellten Maiskörnern, um hinlänglich fett zu werden durch Beides.

Er beschloß in ein Land zu gehen, in welchem europäische Sitte mehr oder weniger vorherrscht, und welches dennoch für seine Forschungen noch hinlänglichen Raum böte. Er durchslog diese Länder, er faßte seinen Entschluß, und einige Stunden später wissen alle seine Freunde und Bekannte in jenem Gasthause, daß ihr Freund, der Doctor, in den nächsten Wochen über Brasilien und Cap Horn nach der Westküste Südamerikas gehen werde, und daß man nach seiner Rückkehr eine nach allen Richtungen hin umfassende und geistreiche Reisebeschreibung zu erwarten habe.

„Er hat Recht,“ sagten Einige, nachdem Wessen sich entfernt hatte, „er hat Recht. Seine Mittel erlauben es ihm, und es ist eine belehrende und zugleich unterhaltende Reise.“

„Sicher hat er sich lange besonnen,“ sagten Andere, „bis er zu diesem Entschlusse gekommen ist. Es ist doch verdammt weit.“

Ein Jüngling, welcher einmal hundert und zwei Weg-Stunden auf der Eisenbahn gefahren war, ohne einen Gasthof betreten zu haben, lächelte mitleidig.

„Weit! Was ist weit? Es giebt keine Entfernung mehr, seit der Menschengestalt das brausende Dampfross reitet und Jupiters Blitze seine Sklaven geworden sind.“

Der Jüngling, welcher zur weit verbreiteten Secte der Dampf-Anbeter gehörte, barg, nachdem er gesprochen, die Hand in seinem Busen und blickte zur Stubendecke empor.

Dann besprach man das Thema, ob es überhaupt, gegenüber der Intelligenz und der Industrie, dem Fortschritte und dem Dampfe noch Entfernungen gäbe, und nachdem man sich geeinigt hatte, daß Alles relativ sei, trennte man sich. — —

Wenn wir uns drei Monate später an die Ufer des Chagres versetzen, so sehen wir auf dessen, eben an der Stelle, wo wir uns befinden, zufällig ruhig dahinfließenden Wellen ein Boot hinweggleiten.

In dem Sterne des Boote und an dessen Vordertheile befinden sich zwei Neger, welche rudern, und das zwar mit der Ruhe und Theilnahmslosigkeit von Leuten, welche diesen Weg schon oft gemacht haben, welche an der ganzen Umgebung nicht das mindeste Interesse haben, und denen es vollkommen gleichgiltig ist, ob sie das Ziel ihrer Reise früher oder später erreichen.

Die Ufer des Flusses sind mit dichten Wäldern bedeckt. Bisweilen ragt ein niedergestürzter Baum weit hinein in seine gelblichen Fluthen, und eine neue üppige Vegetation wuchert bereits mächtig auf der Leiche des Baumriesen. An anderen Stellen scheinen die Ufer mit Teppichen geschmückt, die dicht und undurchdringlich von den Nesten der Bäume niederhängen und in die Wellen tauchen. Es sind Lianen, die ihre Stelle nicht verlassen werden, bis sie den Baum, welcher ihnen erlaubte sich an ihm emporzuschlingen, erwürgt haben, und dann, zugleich mit ihm, ebenfalls in die Fluthen stürzen.

Eine Richtung, welche einen momentanen Blick in das Innere dieses Waldes erlaubt, ist nirgends zu bemerken. Allenthalben grünen dichte Laubwände, bisweilen ähnlich den flachen, verschnittenen Hecken in den Lustgärten des vorigen Jahrhunderts, häufig aber auch unverkennbar den Charakter der Tropen tragend, ausgesprochen durch wunderbar geformtes, seltsames Laubwerk, durch funkelnde glühende Blüten zwischen

diesem, vor Allem aber durch eine, man möchte sagen wilde, unbezähmbare Ueppigkeit.

Nur selten sieht man einen bunten Vogel sich in den Zweigen dieses Urwaldes wiegen, oder einen Haufen in allen Farben prangender Papageien sich mit mistönigem Geschrei von einem Ufer zum andern begeben. Sonst scheint Alles wie ausgestorben, einsam, stumm und still, die schwüle Atmosphäre, welche mit heißem Wasserdampfe angefüllt zu sein scheint, wird nicht von dem mindesten Luftzuge bewegt, und man hört kein Geräusch als jenes der trägen Ruderschläge, welche das Boot, langsam genug, stromaufwärts bringen.

Sehen wir jetzt aber wieder nach diesem Boote mit den beiden Schwarzen.

Mit Ausnahme der Stellen, an welchen diese beiden Platz genommen haben, ist das ganze Fahrzeug mit Blättern und abgebrochenen Zweigen bedeckt, und wir bemerken jetzt am Sterne und Vordertheile, zwischen dieser grünen Ladung, einige Koffer, Reisetaschen und andere Geräthe hervorblicken. Aber in diesem Augenblicke bemerken wir, daß das auf dem Boden des Boote befindliche Laubwerk sich zu bewegen anfängt, und wir entdecken einen röthlichen Gegenstand zwischen den Blättern, welcher entfernte Ähnlichkeit mit einer Nase zu haben scheint.

Die Bewegung des Laubes wird in diesem Augenblicke heftiger und der röthliche Gegenstand scheint sich zu vergrößern.

Jetzt nimmt der im Sterne befindliche Neger einen der Zweige und schlägt auf die übrigen im Boote befindlichen, und nun erhebt sich eine graue, dichte Wolke vor denselben, und ein Heer von Musketos verläßt in Masse, summend und schwirrend, das Boot, um in lobenswürdiger Beharrlichkeit bald darauf einzeln zurückzukehren und wieder zwischen den Blättern zu verschwinden.

Der röthliche Gegenstand, dessen wir erwähnten, war wirklich eine Nase, und zwar die unseres Freundes, des Doctors Heinrich Karl Wessen, welcher im Begriffe stand auf dem Flusse Chagres eine Fahrt zu machen, um an das andere Ende des Isthmus von Panama zu gelangen.

Wie aber kam der Doctor dazu, anstatt sich auf der Reise nach Brasilien zu befinden, und von da über Cap Horn nach der Westküste Südamerikas zu gehen, in Blätter und Laubwerk eingewickelt nach Panama zu reisen?

Wir wollen so kurz wie möglich dies unsern freundlichen Lesern erzählen.

Als der Doctor an jenem Abende seinen Freunden den Voratz mitgetheilt und hierauf sich nach Hause begeben hatte, konnte er kaum den andern Tag erwarten, um sogleich seine Zurüstungen zu treffen.

Kurze Zeit hindurch überlegte er, ob er die über die zu besuchenden Länder vorhandene Literatur studiren wolle, aber bald entschied er sich für das Gegentheil.

„Ich will alle jene Eindrücke als neu empfangen,“ sagte er, „sie werden mich doppelt erfreuen, ich werde sie besser im Gedächtnisse behalten, vor Allem aber werde ich ein unparteiisches Urtheil haben, welches unbedingt nicht der Fall, wenn ich sie vorher nach allen Richtungen hin durchbüffelt und durchschnüffelt habe. Dann nimmt dieses Studiren auch eine Menge Zeit hinweg!“

Er betrieb rasch seine Zurüstungen, kaufte nöthige und noch mehr unnöthige Dinge, versah sich mit Wechseln nach einigen der vorzüglichsten Plätze, welche er zu besuchen gedachte, und mit baarem Gelde, und nachdem er flüchtigen Abschied von seinen Freunden genommen, eilte er nach Hamburg, dem gelobten Lande aller Auswanderungslustigen.

Alle Welt belobte oder tabelte am Tage seiner Abreise seinen raschen Entschluß.

Am nächsten Tage sagte Einer oder der Andere seiner Bekannten: „Wessen muß jetzt wohl schon in Hamburg sein.“

Am dritten Tage sprach und dachte man nicht mehr an ihn.

Desto emfiger sah sich der Vergessene, der wirklich in Hamburg angekommen war, nach einem Schiffe um.

Nachdem er nach sechs Tagen mühsam gefunden hatte, was er in der ersten Stunde von einem Mäkler mit der größten Leichtigkeit hätte erfahren können und sich eben in einem Keller von seinen Anstrengungen erholte, machte er die Bekanntschaft eines Capitains, und da Wessen eine unverfälschte Landratte war, welcher zwar verschiedene Seeromane gelesen, aber nie einen Tropfen Salzwasser zu Gesicht bekommen hatte, so war ihm nichts erwünschter als diese Bekanntschaft, während der Capitain nach den zehn ersten Worten den „Grünen“ herausgewittert hatte.

Jetzt machte ihn Wessen mit seiner Absicht bekannt nach Südamerika zu gehen, mit dem Wege, welchen er einzuhalten gesonnen war und mit dem Schiffe, auf welchem er Passage zu nehmen gedachte. Der Capitain blies eine dicke Rauchwolke in die Luft, dann sagte er:

„Ausgezeichnetes Schiff, famose Verpflegung! Aber was wollen Sie in Brasilien machen?“

Wessen sprach von der Schönheit der Natur, von den schlanken Palmen, den goldglänzenden Colibris, von schwellenden Früchten, glühenden Blumen, von den reizenden Frauen.

„Hundeland!“ erwiderte einfach der Capitain.

Jetzt sprach Wessen von der Großartigkeit der Natur überhaupt, welche man dort treffe, vom Urwald und analogen Dingen.

Der Capitain wurde jetzt um etwas gesprächiger.

„Infames Hundeland,“ sagte er.

„Sa aber,“ versetzte Wessen ganz erstaunt, „warum denn, ich glaube doch —.“

„Was treiben Sie für ein Geschäft?“ unterbrach ihn der Capitain.

„Ich treibe gar kein Geschäft,“ erwiderte Wessen, der sich gelinde ärgerte, daß ihn jener für einen „Geschäftsmann“ hielt. „Ich bin ein Gelehrter, Doctor, und reise zu meinem Vergnügen.“

„O!“ rief der Capitain, „ein schönes Vergnügen, den ganzen Tag vor den Pfaffen auf den Knien zu liegen.“

„Ich werde in keine Kirche gehen und —.“

Der Capitain lachte etwas unhöflich:

„Sie müssen,“ rief er, „sonst kommen Sie vor die Inquisition, aber das ist das Geringste. Sie müssen vor jedem Pfaffen auf der Straße das Knie beugen. Und dort hat's Pfaffen! Mit den Jesuiten kommt ein freisinniger Mann wie Sie nicht aus, glauben Sie mir das!“

Er hatte richtig die schwache Seite Wessens aufgefaßt, der sich dann und wann für freisinnig hielt und vor der sflavischen Unterwürfigkeit zurückzuschauern begann, welche er den mönchischen Heuchlern erzeigen sollte. Und gar Jesuiten! Jesuiten, von deren entsetzlichen Gewaltthaten er schon als Kind so Gräßliches gehört, und deren schaudererregendes Wirken ihm erst vor Kurzem aus Eugen Sues wahrhaftigen Schilderungen so recht klar geworden. Daß die Inquisition in jenen Ländern noch im Schwunge, hatte er gar nicht gewußt. Aber der Capitain war selbst schon dort gewesen, mehr wie einmal! Er begann unschlüssig zu werden, aber was beginnen?

Jetzt stellte ihm der Capitain das gefährliche der Fahrt um Cap Horn vor, das Unangenehme einer so langen Seereise, die Kälte, den Sturm, Schiffbruch, Storbüt und andere schöne Dinge.

„Fahren Sie mit mir,“ sagte er dann und führte ihn mit kurzen Worten die Annehmlichkeiten der Reise über den Isthmus vor Augen.

„In vier bis fünf Wochen, bei guter Gelegenheit*) drüben, das heißt in Cruzes, herrliche Fahrt von einem Tage auf dem Chagres, dann auf prächtigem Wege zu Pferde nach Panama, höchstens in zwei Tagen. Dort liegt der Westküstendampfer und Sie können in jeden Hafen von drüben gelangen, in welchen sie wollen. Wollen Sie durchaus zu den Eisbären am Cap und zu den Pfaffen in Brasilien, so können Sie das auf dem Rückwege machen!“

Wessen sann nach.

Der Capitain hatte Recht. Auf dem Rückwege war's noch immer Zeit alle jene Annehmlichkeiten zu besuchen. Zugleich reizte ihn die kurze Fahrt und die bequeme herrliche Reise über den Isthmus. Auch das gefiel ihm, daß der Capitain ihm versicherte, hätte er, Wessen, bereits mit dem Capitain jenes Schiffes Unterhandlungen angeknüpft, er ihn sicher nicht abwendig zu machen gesucht haben würde und darin hatte er die Wahrheit gesprochen. Selten oder nie, kommt dies unter Seeleuten vor.

„Giebt es denn auch so viele Geistliche da drüben, an der Westküste?“ fragte er.

„Nicht enen,“ erwiderte der Capitain. „Wie sie Republik gemacht haben, haben sie alle Pfaffen fortgejagt!“

Nach kurzem Besinnen schlug Wessen ein, war Passagier auf dem Schooner „die Hoffnung“ und befand sich bereits vier Tage später auf der See, todtkrank und Angesichts der romantischen Ufer Helgolands der alten Mutter Thetis jenen Tribut darbringend, den selten ein Neuling verweigern darf.

Er war der einzige Passagier an Bord und sein Passagegeld für den Capitain eine gemachte Sache und reiner Gewinn, denn selbstverständlich wurde dieser einen Landratte wegen kein Stückchen Zwieback mehr angeschafft. Wo zwölf „schaffen“,**) schaffen auch dreizehn. Und Wessen war wirklich der Dreizehnte, was ihn anfänglich ein wenig genirte, bis ihn die Seekrankheit Alles, und mithin auch dieses vergessen ließ.

Als diese endlich so ziemlich überwunden, begann er sich grauenhaft zu langweilen.

*) Gelegenheit, Wind in der Seemanns Sprache.

**) Schaffen: Essen.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Friedrich der Große und sein Theater.) Jetzt, wo allerwegen Sängern und Sängerinnen unsinnig hohe Gagen erhalten, mit Schmeicheleien und Lobsprüchen auf's Aeußerste verwöhnt werden und mit ihren Launen nach Willkür die Directionen und Intendanten der Bühnen beherrschen, ist es amüßant, sich das Verfahren des großen Friedrich gegen die Mitglieder seiner Hofbühne ins Gedächtniß zurückzurufen. An seinen Vertrauten, den Schatzmeister Frederdsdorf, schrieb der König z. B.: „Die Opernleute Seindt Solche Canaillenbagage, daß ich Sie Thausendtmahl müde bin . . . Ich jage Sie zum Teufel und Solche Canaillen kriegt man doch wieder, ich Mus Geld zu Canonen ausgeben und kann nicht so vilhl vohr Haselanten verthun. Die Astrua und Carisini haben und handeln und fordern den abschieß, es ist Teufels Crop, ich wollte das sie der Teufel alle holete, die Canaillen bezahlt man zum plaisir und nicht freierei von ihnen zu haben.“ Dem Baron Arnim, seinem letzten Directeur des spectacles, schrieb er folgende Regel vor: „Ihr müßet mit den Comödianten nicht so viel Complimente machen, sondern die, so sich ungebührlich betragen, brav bestrafen.“ Auch mit den Tänzern hatte er seine Noth; er schreibt darüber an Frederdsdorf: „Zulage kann ich weder an Denis noch an keinen anderen geben, dazu bin ich weder reich genug, noch Seindt die mehr Werth, wan Sie durchaus vohr ihr Tractement nicht bleiben wollen, mus man andere kommen lassen, die gut Seindt und vohr den Selbigen preis Capriolen schneiden.“ Sehr drollig lautet ein Bescheid, welchen einige Statistinnen, die als Hofdamen zu figuriren pflegten, auf ihre Bitte um bestimmte Gage erhielten. „Ihr habt Euch sehr falsch an mich adressirt. Dies ist eine Sache, die Eure Kaiser und Könige angeht, an diese müßt Ihr Euch wenden. Es ist ganz wider meine Prinzipien, mich in Angelegenheiten fremder Höfe zu mischen.“ — v. J.

(Eine Auge Frau.) Ein Pariser Bankier erhielt kürzlich Besuch von Verwandten seiner Frau aus der Provinz und führte dieselben nebst seiner jungen Frau eines Abends zu einem berühmten Restaurant, wo für sie in einem der kleinen Privat-salons gedeckt wurde, die nur durch eine dünne Scheidewand von den Nebensalons getrennt sind. Während der Bankier und seine Gesellschaft sich ein Schnepfen-Salmis mit Trüffeln mit allem Behagen schmecken ließen, erhob sich in dem Nebenzimmer eine helle weibliche Stimme, die man sehr deutlich durch die Wand vernehmen konnte. Die Stimme sagte: „Glauben Sie vielleicht, daß mir zufällig an Ihrer Person etwas Besonderes gelegen sei? Zweitausend Francs monatlich, das könnte mir grade anstehen! . . . Mein lieber Freund, eine Frau wie ich braucht nur die Hand auszustrecken, um etwas Besseres zu finden . . . Sie kennen Herrn N., den Bankier; nun, erst gestern bot der mir den Schlüssel zu seiner Kasse an, wenn ich ihm dafür den Schlüssel zu meinem Herzen geben wolle.“

Diese Anklage traf unseren Bankier wie ein Donnererschlag:

er wurde sehr bleich, während die Verwandten aus der Provinz sehr roth wurden und nicht wußten, wohin sie blicken sollten — nur Madame N. blieb unerschütterlich und zuckte mit keiner Miene, obwohl diese Enthüllung sie bis ins Innerste traf. Sie that als ob sie den Namen ihres Mannes gar nicht gehört hätte und aß ruhig weiter, aber das Mahl endete ziemlich verstimmt.

Am Abend überlegte Madame N., was sie thun sollte — nach einer Stunde des Kampfes war ihr Entschluß gefaßt. Mochte sie ihrem Manne vielleicht eine Scene voll Thränen und heftiger Vorwürfe? oder strafte sie ihn mit erhabener Verachtung? oder schmolte sie mit ihm? Nein, nichts von alledem, sie erwähnte gegen ihren Mann nicht eine Silbe über den Vorfall, kleidete sich am anderen Morgen zeitig an, ging aus und begab sich zu dem Restaurant, wo sie den Tag zuvor gespeist hatten. Hier wendete sie sich an einen der Garçons und wußte ihn durch den Anblick einiger Goldstücke zu der Antwort auf die Frage zu bewegen: „wer gestern zu der und der Stunde in dem und dem Cabinet dinirt habe?“ Es waren zwei Herren und eine Dame; der Garçon kannte bloß die Dame, welche einem der kleineren Theater angehörte.

Madame N. begab sich hierauf muthig zu der Theaterprinzessin und ahmte die Politik der Römer nach, als sie schon ihrem Verfall nahe waren und den einfallenden Barbarenhorden, wenn sie ihnen keine Soldaten mehr entgegenzustellen hatten, Geld boten, damit sie sich von den Grenzen des Reichs entfernen sollten; sie bot der Kleinen eine beträchtliche Geldsumme, damit sie ihre Unternehmungen gegen das Herz des Bankiers aufgeben solle, und diese schlug vergnügt ein.

Madame N. liebte nämlich ihren Gatten wirklich und maß sich selbst auch einen Theil der Schuld bei seinem Abweichen vom geraden Wege bei. Sie hatte sich, erst seit einem Jahre in Paris, von dem blendenden Schimmer des Vergnügens bestrahlt, in den Strudel der Zerstreuungen gestürzt und ihren Mann vernachlässigt — darum hielt sie das Ereigniß des verfloffenen Abends für eine Strafe für ihren eigenen Leichtsin. Von der Zeit an war sie die lebenswürdigste Gattin, welche man sich denken konnte; sie wandte alle erdentliche Kofletterie an, nicht mehr um andere Männer zu erobern, sondern um ihren eigenen Mann zu fesseln und um ihn hieb- und lugelfest gegen die Angriffe neuer Barbarenhorden zu machen und wie man hört, soll ihr dies auch gelingen. — v. F.

(Das Rosenfest zu Travynne.) Unter dem hohen Adel von England und Wales nimmt, nach den Versicherungen von Julius Rodenberg, der sich in seinem neuesten Roman: „Die Straßensängerin von London“ (Berlin, Oswald Seehagen) weitläufig über diesen Gegenstand ausspricht, kein Geschlecht eine höhere Stelle ein, als das der Marquis von Hazlewood, Barone von Travynne. In diesem Geschlecht ist es Herkommen und Sitte, daß die Nachfolge im Besitz auch auf Frauen übergehen kann, nur mit der Bedingung, daß sie sich im Oberhause, wo sie nicht persönlich ihren Sitz nehmen können, durch Stellvertreter (proxy) vertreten lassen — wie denn der Herzog

von Willington 12 solcher Peeresses in her own right, wie es in England heißt, in seiner Person vereinigte und wenn er sich einmal zur Unterstützung eines Antrags erhob, im Oberhause der Scherz gesagt wurde, „es ständen zwölf Frauen auf.“

Das Rosenfest, das in Travynne-Hall alle hundert Jahre einmal gefeiert wird, ist eine Erinnerung an die Bürgerkriege nach Karls I. Hinrichtung und ein Gedächtniß der Treue für den angesamnten König. Als am 30. Januar 1649 Karl I. auf dem Schaffot vor den Fenstern von Whitehall starb, vertagte sich das Haus der Lords „bis zum nächsten Tage um 10 Uhr“. Dieser nächste Tag aber war der 25. April 1660, und eine lange Nacht von elf Jahren folgte, in welcher Oliver Cromwell, einigen Secten in England noch heute ein Heiliger, seine blutige Geißel schwang. Vorzüglich war es auf Hab und Gut und Besizthum der Cavaliere abgesehen, welche treu bis zu Naseby bei ihrem unglücklichen König hielten. Ihre Burgen wurden gebrochen, ihre Schlösser mit Pulver gesprengt und die Spuren dieser Gewaltthätigkeiten findet man noch jetzt nicht bloß in England und Wales, sondern auch in Schottland und Irland, ja sogar auf den entfernten Eilanden von Jersey und Guernsey. Auch Travynne-Hall ward nicht verschont, obgleich seine männlichen Bewohner die Schuld ihres Lebens auf den Schlachtfeldern von Marston-Moor und Naseby muthig abgezahlt hatten. Lady Jane, die letzte Tochter und Erbin des reichen Geschlechts, waltete in den Hallen des halbzerstörten Castells und blieb als standhafte Cavalierstochter der Sache des Königthums und des vertriebenen Königs treu. Ja, ein mannhafte Weib, war sie sogar in mehrfache Verschwörungen zu Gunsten der königlichen Sache verwickelt und mehr ihrer Klugheit als der Galanterie Olivers hatte sie es zu danken, daß sie nicht eines Tages den Galgen von Tower-Hill zierte. Denn eigentlich wußte dieser Oliver Alles; Spione hatte er, die es Jedem anrochen, ob er etwas im Schilde führe, und zuletzt konnte keine Botschaft übers Wasser gehen, weil man sie regelmäßig schon in den Häfen von England abfaßte.

Da wäre nun im Jahre 1658 die geheiligte Person des Königs bald in die allergrößte Noth und Fährlichkeit gerathen. In diesem Jahre kam James Butler, Marquis und später Herzog von Ormond (der Großvater des zweiten Herzogs, welcher für die Stuarts 1715 zum zweiten Male ins Exil ging und die schöne Herzogin von Ormond zur Frau hatte) aus Brüssel herüber nach England, natürlich verkleidet und unter falschem Namen, um auszukundschaften, ob noch immer keine Aussicht zur Rückkehr seines königlichen Herrn sei. Unter seiner Leitung organisirte sich eine Verschwörung der Cavaliere in Wales und den Grenzen. Travynne-Hall war der Mittelpunkt dieser Verschwörung, und als Alles zum Aufstand reif, reiste der Marquis ab, um seinem Herrn, der mit geworbenen Truppen an der belgischen Küste bereit lag, das Signal zur Abfahrt und zur Landung in Cornwallis zu bringen.

Aber da — im entscheidenden Augenblicke — es war Mitte August des Jahres 1658, als die Herbstrosen blühten, bekamen die Verschwörer geheime Nachricht, daß ihre Verschwörung ent-

deckt sei und daß man den Plan gefaßt habe, sich unwissend zu stellen, bis der „Präsident“ Carl Stuart gelandet sei, um ihn alsdann zu ergreifen und nach London zu führen vor die Fenster von Whitehall. Die Cavaliere waren in Verzweiflung; denn wie sollte man den gefährdeten Herrn warnen, wie ihm Bottschaft senden, da alle Häfen und Auswege von England doppelt besetzt waren? Nur Lady Jane wußte Rath. Sie ging in den Park von Travynne — und ein kläglich verwüsteter Park war es damals — zu der Stelle, wo über dem alten Getrümmer des gesprengten Thurmes die Herbstrosen blühten; sie pflückte einen Rosenstrauch, und als sie ihn band, fügte sie eine Rose von rothem Papier künstlich hinzu, auf deren innerstem Blatt geschrieben stand:

Am Gottes Willen!

Kommt Nicht!

Alles ist entdeckt!

Nun hatte sie eine Kammerzose aus ihrem eigenen Dorfe Travynne, des Namens Lury Walters, ein wildes, welsches Ding. Diesem Mädchen gab sie den Rosenstrauch und schickte sie mit demselben übers Meer zu König Karl, dem „Manne über dem Wasser“. Als das Mädchen in den Hafen von Bristol kam, da durchsuchte man es vergeblich nach chiffirten Briefen und ließ es endlich ungehindert weiterziehen. Im Hafen von Dünkirchen aber, wo König Karl II. zur Abfahrt bereit lag, erschien diesem das hübsche welsche Kind, das herbeilief, um ihm das Leben zu retten, so reizend, daß er es nach dem lustigen Brüssel führte und zur Gemahlin des schönen und ritterlichen und seiner Zeit so hochberühmten Herzogs von Monmouth machte, der später noch so viel Unglück haben sollte. Aber nicht volle zwei Jahre darnach, als Oliver Cromwell gestorben, Richard Cromwell das Protectorat niedergelegt und General Monk sich für die Restauration erklärt hatte, zog Karl II. am 29. Mai 1660 wieder in die City von London ein, gefolgt von einem Zuge der Lords und Gemeinen von England, der so lang war, daß es sieben Stunden dauerte, bis er durch das Stadthor von Templebar geschritten war.

Als aber der König in seinem Schlosse die Zahl seiner Getreuen und Lady Jane, die große Vicecountess, wie man sie später nannte, sich vor ihm mit feier Halskrause, hoher Taille und langem Schlepplend verbengte, da trat ihr der König entgegen, küßte sie, daß es schallte und erklärte feierlich, daß diese Dame es sei, der er, nächst Gott, sein Leben, seinen Thron und den Tag verdanke, an welchem er wieder zusammen sei mit seinen Getreuen in der Halle seiner Väter. Zum Lohn der glorreichen That der edlen Dame proclamirte er, das Wappen ihres Hauses solle durch eine goldne besännte rothe Rose gebessert sein und daß von nun an und in alle Zukunft jedes Mal, wenn es sich so fügen sollte, daß in Ermangelung eines Sohnes eine Tochter im Hause Hazlewood succedire, diese den Titel und Namen einer Vicecountess Hazlewood of Travynne führen sollte.

Zur Erinnerung an die große Vicecountess und ihren Rosenstrauch wurde im Monat August 1758, und zwar am dritten Mittwoch desselben, als am Jahrestag der Absendung der Lury Walters, das Rosenfest von Travynne zum ersten Male gefeiert und statutarisch festgestellt, daß es von da ab weiter alle hundert Jahre an demselben Tage von allen Gliedern, Freunden und Bekannten des Hauses Hazlewood of Travynne feierlich begangen werden solle. — r. —

(Sind Frauen auf künstlerischem Gebiet berechtigt?) Ueber die Antwort ist wohl Niemand in Zweifel. Ja es scheint, daß für gewisse Sphären der Kunst die Organisation der Frau bei Weitem mehr befähige als die der Männer. Hat sich eine Schriftstellerin zu einer künstlerischen Leistung erhoben, so ist dadurch ihre Berechtigung neben der des Mannes bewiesen; und kein denkender Mann wird im Ernst glauben, daß dadurch ihre Weiblichkeit, ihre Liebenswürdigkeit und der poetische Zauber, dessen er selbst zur künstlerischen Anregung durch sie bedarf, verloren gehen müsse. Eine echte Künstlerin ist nie ein Blauschmuck!

Ganz anders verhält es sich mit der Schriftstellerei als Industrie. Auf sie behalten die Männer allerdings den bei Weitem gegründeteren Anspruch. Nicht jeder Baumeister ist befähigt einen Tempel zu bauen, aber ein Haus, das vor dem Wetter schützt, das nützlich ist, kann fast jeder auführen. Etwas Aehnliches gilt für die Literatur. Kunstwerke zu schaffen sind nur die Auserwählten berufen — aber um Bücher von einer gewissen Nützlichkeit für das alltägliche Leben zu schreiben, dazu ist schon eine nicht gerade ungewöhnliche Männerbildung ausreichend. Man könnte hinzusetzen auch „Frauenbildung“, wenn nicht eben da der Uebelstand einträte, daß statistisches Wissen und abstractes Studium zum Zwecke von Gelderwerb die Frau wirklich aller Anmuth entkleidet und sie uns in dem Grade entfremdet, als sie vorher, selbst bei der einfachsten Beschäftigung, begehrenswerth erschien.

Wollen die Frauen indessen die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Schriftstellerei auf diesem Gebiete ihnen ausgiebig bleibe, ohne daß darüber ihre Liebenswürdigkeit verloren gehe, so werden sie sich entschließen müssen, nicht durchaus dichten zu wollen ohne Poesie, oder Gegenstände zu schildern, die sie nicht umfassen, sondern einfach aus ihrer Erfahrung das ihnen wirklich nahe Liegende zu behandeln.

So z. B. würden alle Männer, glaube ich, einer tüchtigen und praktischen Frau aufrichtig danken, wenn sie einmal ein recht eindringliches Wort an die jungen Frauen richten wollte über humane verständige und zweckentsprechende Behandlung der — Dienstboten. Ja — und die Stoßsenzer geplagter Chemannner bestärken es im Chor — sie würden einer Frau, welche sie von der Ungemüthlichkeit des „monatlichen Wechsels“ befreite, nie wieder die berechtigte Stellung an ihrer Seite versagen! — Et.